



Schein und Wahrheit.

Aus dem Nachlasse von Elise Ehrhardt.

I.

Ich hatte die nöthigsten Geschäftswege vollendet, und ging nach dem Gasthose zur goldenen Krone, um mich durch einige Stunden Ruhe von den Anstrengungen der Reise zu erholen. Dhnweit der Marienkirche hemmte eine von allen Seiten herzufließende Volksmasse meine Schritte, und indem ich nach dem Zielpunkte dieser schaulustigen Menge umherspähete, bogen schwarz umflorte Trauerwagen um die Ecke der Straße und schlossen sich im feierlichen Zuge einem zahlreichen Leichengefolge an. Unfreiwillig gehörte auch ich alsbald zu demselben, da mein Weg mich dieselbe Straße führte, und ohne zu fragen, wer der Pilger sei, den ich in dem vor mir hinschwebenden Sarge auf dem letzten Wege begleitete, war ich schon dem Zuge bis zum Portale des Marienkirchhofs gefolgt. Sonderbar! — Vor drei Jahren, im Begriff von hier abzureisen, war mein letzter Gang ein Besuch dieses Kirchhofs, um an dem Grabe eines Jugendfreundes dessen Andenken eine ernste Stunde zu widmen, und ich mußte jetzt eines seltsamen Abenteuers gedenken, welches ich damals hier erlebte, — sonderbar, daß gleich der erste Tag meines dormaligen Aufenthaltes mich wieder an diesen Ort führen mußte! —

Unter solchen Betrachtungen war ich in der Mitte der Zuschauer, gedrängt und geschoben, auf einen etwas erhöhten Standpunkt vorgerückt, der eine freiere Aussicht gestattete.

In geringer Entfernung erblickte ich das geöffnete Grab, in welches so eben der ernst und sinnreich decorirte Sarg eingesenkt wurde. Viele weiße Thränenflücher weheten im leisen Zugwinde während des Chores sanftem Grabgesange; feierliche Stille herrschte ringsumher, selbst unter der zudrängenden Volksmasse. Mütter hoben ihre Kinder so hoch als möglich auf ihren

Armen, um ihnen den Anblick der Bestattung zu gewähren — kurz, der im Sarge Ruhende mußte vom Volke geliebt sein, das bezeugte die rege Theilnahme, die unter demselben sich kund gab.

„Wer wird denn begraben, guter Freund?“ fragte ich einen neben mir stehenden Mann, und dieser antwortete, mich verwundert ansehend: „Das wissen Sie nicht? — Professor Wahrens.“

Der Name war mir nicht unbekannt, und ohne daß er eben unter die hochberühmten gerechnet wurde, hatte ich ihn doch oft schon als einen geliebten Lehrer, als einen geschätzten Staatsbürger, als einen für Vaterland, Recht und Wahrheit rastlos thätigen Menschenfreund nennen hören, und hörte ihn jetzt abermals als solchen preisen von dem ehrwürdigen Senior, der am Grabe des Verbliebenen Worte der Weihe sprach. Er war mitten in seiner thätigen Laufbahn, in dem wirksamsten Lebensalter des Mannes, zwischen vierzig und funfzig Jahren, dahingefunken, vielleicht als ein spätes Nachopfer der Epidemie, von welcher die Stadt im vergangenen Frühjahr heimgesucht wurde, und deren Leiden er mit aufopfernder Menschenliebe zu mildern gesucht hatte.

In stille Betrachtung über das eben Erfahrene verloren, weilte ich noch auf dem Gottesacker, als die Bestattung schon vorüber, und des Gedränges um mich her weniger geworden war. Meine Blicke schweiften über den neuen Grabhügel und über die vielen noch nicht begrünteten daneben hin; ich suchte die Trauerbirke auf dem Grabe meines Jugendfreundes, und die vor drei Jahren hier erlebte Scene stand aufs Lebhafteste, wie in einem Spiegelbilde, vor meinem innern Seelenaugen da.

Es war in der Dämmerung eines Maiabends, als ich damals auf der kleinen, aus Baumstämmchen verfertigten Bank unter der Hängebirke am Grabe meines Freundes saß. Die frischgrünen, zum Theil

mit Blumen bepflanzten Hügel, die nur von Nachtigallflöten durchtönte Stille, machte den freundlichen Friedhof zu einem gar angenehmen Aufenthalt, und kein düsteres Bild der Verwesung, nur das liebliche der entfesselten Psyche schwebte mit dem um die Blumen irrrenden Nachtfalter um mich her. Kein Gedanke des Geistes- und Grauenhaften, was uns sonst wohl unter Gräbern beschleicht, drang in mein Inneres, als sich da auf einmal zwischen der Hügelreihe rechts von mir ab, nahe genug zur genauen Betrachtung, am Fuße eines Denkmals eine weiße Gestalt erhob. In schlanken, schönen Umrissen, vom weißen Schleier umfangen, schimmerte sie durch das röthliche Zwielflicht; schwarze Locken umschatteten die lilienweiße Stirn, die sich kummerschwer über die gefalteten Hände nach dem Grabhügel senkte. Indem ich staunend die schöne Erscheinung betrachtete, glaubte ich eine Heloise am Grabe ihres Abailard zu sehen; doch diese Vorstellung sollte bald vor einer andern verschwinden. Leise Tritte rauschten im Grase; ein junger Mann im dunkeln Reisemantel eilte auf die weiße Gestalt zu, welche sichtbar erschrak, dann aber dem Nahenden mit einer bebenden, doch hinneigenden Bewegung die Hand reichte. Ich war ganz Ohr, und hätte der zirpenden Grille neben mir Schweigen gebieten mögen, um kein Wort von dem Gespräche zu verlieren, welches jetzt zwischen den Beiden begann.

„Cäcilie!“ sagte der Jüngling, indem er vor ihr niederkniete und ihre Hand an sein Herz drückte, „Cäcilie, ich scheid, aber ich scheid glücklich, denn diese Minuten des Abschiedes, die Du mir vergönnt, werden mich begleiten, und mein ödes, freudenloses Dasein beseligen. O daß ich Dich noch ein Mal sehen, Dir noch einmal sagen darf, daß ich Dich liebe und Dein bin bis zum Tode! —“

„Nein, Theodor,“ hauchte mit leiser Silberstimme das schöne Mädchen, „so darfst Du nicht sagen, so darfst Du nicht denken, denn Du mußt, Du wirst mich einst vergessen. Vor Dir liegt noch eine lange freie Bahn, und ich darf das bindende Wort der Treue Dir weder geben, noch von Dir empfangen. Nur ein ernstes, ewiges, doch freundliches Lebewohl wollte ich Dir noch sagen, und von Dir hören, darum bewilligte ich, was vielleicht — o Theodor! ich kämpfte lange, ehe ich diesen verborgenen — ach wohl verbotenen Gang einschlug! — meine Füße wankten — sie trugen mich kaum. — Theodor, hier am Grabe meiner Eltern, hier sehen wir uns zum letzten Male, heilige Pflichten tre-

ten zwischen uns — lebe wohl! bleibe Gott und der Jugend treu! lebe ewig — ewig wohl!“

Sie schwankte ermattet, Theodor umfing sie mit seinen Armen, und in einem langen glühenden Kusse erstarb das letzte Wort des Abschieds. Dann, sich ermannend, rang Cäcilie sich aus der Umarmung des Geliebten los, und schwebte fliehend über die Hügel hin. Denkmale und schattende Cypressen verbargen bald die schöne Gestalt mir und dem Jünglinge, der noch ein Mal die Arme in die Luft nach der Entfliehenden ausbreitete, dann sich tiefer in seinen Mantel hüllte, und langsamen Schrittes, oft zurückschauend, den Friedhof verließ.

Jetzt erst wagte ich, von meiner Bank aufzustehen. Dicht hatte die Hangebirke mich umschleiert, und den Liebenden jedes Erschrecken, jedes Erröthen erspart. Von ganzem Herzen aber bedauerte ich das schöne, unglückliche Pärchen, welches durch — wer wußte, welch' eine mächtige Scheidewand — auf immer getrennt werden sollte, und auf dem Rückwege, den ich jetzt endlich antrat, seufzte ich vernehmlich vor mich hin: „Ach! wer doch hier helfen könnte!“

„Schweigen — nur Schweigen!“ erklang im ernsten tiefen Tone eine Stimme dicht hinter mir, und, mich umsehend, erblickte ich einen hohen Mann im grauen Ueberrocke, der mich mit scharfem durchdringenden Blicke betrachtete. „Junger Mann,“ sagte er mit einer seltsamen Mischung von Aengstlichkeit und gebietender Würde, „Sie waren gleich mir unberufener Zeuge einer Scene, die nur unter vier Augen gehört. Dem Manne von Ehre muß der untadelhafte Ruf des Weibes theuer und heilig sein, versprechen Sie mir darum, auf Ihr Ehrenwort, was Sie hier eben sahen und hörten, zu verschweigen, dann — nur dann könnte vielleicht Ihr Wunsch in Erfüllung gehen (bei diesen Worten wurde seine Stimme weich, fast von unterdrückten Gefühlen erstickt); vielleicht wäre dann noch zu helfen! —“

„Mein Herr,“ erwiderte ich mit einiger Empfindlichkeit, „der Mann von Ehre läßt sich in solchen Fällen wohl am sichersten durch seinen freien Willen, nicht durch willkürliche Versprechungen bestimmen. Ueberdies — möchte ich erst fragen, mit welchem Rechte Sie — ja! ich könnte füglich dieselbe Forderung, welche es Ihnen beliebt, an mich zu thun, an Sie zurückweisen!“

„Ich wollte Sie nicht beleidigen, junger Mann,“ versetzte mein Graurock; „Ihre Grundsätze mögen richtig sein im Allgemeinen, aber lassen Sie in einem besondern Falle einmal eine Ausnahme gelten. Ich kenne

Sie nicht, aber ich traue Ihrem redlichen offenen Gesichte — vertrauen Sie auch mir, ohne nach meinen Rechten zu fragen, und wenn das junge unglückliche Mädchen Ihr Gefühl, Ihre Theilnahme erweckte, so beschwöre ich Sie: schweigen Sie über das, was hier vorging, wie diese Gräber!”

Die Würde, die Hohheit in dem ganzen Benehmen des fremden Mannes übte eine magische Gewalt an mir; „ich werde schweigen,“ versprach ich; er reichte mir die Hand hin, ich schlug ein, und in dem festen sichern Drucke seiner Rechten fühlte ich die Ueberzeugung, dieser Mann habe in seinem Leben nie ein Wort gebrochen, nie gewankt. Ich sah ihm noch ein Mal in die tiefblauen hellen durchdringenden Augen, und die scharfen Umrisse dieses ausdrucksvollen Gesichts, verbunden mit der Miene des Menschenfreundes, das leise Zucken eines neuen stummen Schmerzes um den strenggeschlossenen Mund prägte sich unauslöschlich meinem Gedächtnisse ein. Er sprach kein Wort mehr, wir schieden, und ich glaubte, die erhabene Gestalt eines Cato oder Mark Aurel vor mir hinwandeln und in der hereinbrechenden Nacht langsam verschwinden zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Entführung.

(Fortsetzung.)

Der Brief, welchen der Chevalier geschrieben hatte, lautete: „Madame!

Ich habe mir nicht verheimlicht, daß ich ein schwieriges Unternehmen begonnen habe, das Zeit erfordern wird. Ich habe mich deshalb auch mit Geduld gerüstet, und da ich noch warten muß, werde ich warten. Nie würde ich einwilligen, mich aus Ihrer Nähe zu entfernen, nie. Ich muß immer da sein, um die Gelegenheit, die Umstände, Alles zu benutzen, was den Muth und die Hoffnung dessen unterhält, der wohl weiß, daß auch das ruhigste Herz seine Launen, und die festeste Tugend ihre schwachen Augenblicke hat.“

„Ich hoffe, Mrs. Spencer zu rechtfertigen, statt sie zu gefährden. Zu gleicher Zeit gebe ich Dir indirect ein vortreffliches Zeugniß der Treue, wie ich früher Deine Ehrlichkeit rühmte. Geh, mein braver Phelim, und erfülle immer mit derselben Pünktlichkeit alle Pflichten Deines Dienstes. Um mir zu melden, daß mein Brief an seine Adresse, oder vielmehr an die des Herrn Spencer gelangt ist, stelle Punkt elf Uhr Abends ein brennendes Licht hinter das dritte Fenster rechts in der dritten Etage.“

Phelim las in den Augen des Herrn Laferre, daß er nichts mehr antworten dürfte, er entfernte sich deshalb, kam wieder

zu seinem Herrn und übergab ihm auf geheimnißvolle Weise den Brief des „Unbekannten.“ Es stand keine Adresse darauf, und obgleich der Diener ihm bestimmt erklärte, derselbe sei für Madame bestimmt, so konnte Spencer ihn doch öffnen, ohne zu sehr gegen die eheliche Discretion zu verstoßen. Nachdem er das Briefchen gelesen hatte, sagte er: „Phelim, Du hast Recht daran gethan, als Du Dich stelltest, diesen unverschämten Brief eines eingebildeten Narren übergeben zu wollen, der deutlich genug sagt, daß er mit Verachtung behandelt worden ist.“

„Ein Anderer hätte den Brief an Madame selbst abgeben können,“ meinte Phelim.

„Allerdings, und Du hättest ihn auch meiner Frau selbst überbringen müssen, wenn Du nicht nach dem, was ich Dir diesen Morgen gesagt, errathen, um was er sich handele. Ich füge nur noch hinzu, daß es sich nicht der Mühe lohnt, meiner Frau ein Wort davon zu sagen, der ich jedenfalls das peinliche Gefühl erspare, welches eine Frau, wie sie, empfinden muß, wenn man irgendwie die Achtung vergißt, die man ihr schuldig ist. Und — sage mir, wie sieht der Mensch aus, der sich erlaubt, an eine Frau zu schreiben, mit der er höchst wahrscheinlich nie ein Wort gesprochen hat? Ohne Zweifel ist er ein junger Stutzer mit gelben Handschuhen.“

„Man sollte glauben,“ antwortete Phelim, „Sie hätten ihn gesehen.“

„Du hast also in ihm Einen der Männer erkannt, die um das Haus herumzuschleichen?“

„Nein.“

„Aber Du würdest den Briefschreiber wieder erkennen, wenn er käme?“

„Ganz gewiß.“

„Genug, mein braver Phelim, da ich nicht eifersüchtig bin, so kann ich den Schreiber dieses lächerlichen Briefes verachten, doch wünsche ich seinetwegen nicht, daß ich ihn kennen lerne. Jetzt verlaß mich.“

Obgleich nun Spencer sich ganz ruhig stellte und immer wiederholte, seine Ehre sei unberührt und seine Frau eine wahre Penelope, so mußte er sich doch gestehen, daß das Herz sehr ängstlich in ihm schlug. „Wenn ich eifersüchtig wäre —“ dachte er; „zum Glück bin ich es nicht.“ Nach seiner Theorie von den Selbstgesprächen hieß dies, Spencer war eifersüchtig, und ein Beweis dafür lag darin, daß er den Brief des „Unbekannten“ behielt, statt unverhohlen mit seiner Frau darüber zu sprechen.

4.

Erstes Zusammentreffen.

Am demselben Abend, als Spencer ein halbes Stündchen früher als gewöhnlich aus seinem Club zurückkam, bemerkte er wiederum vor seinem Hause einen der einsamen Spaziergänger, welche ihm seit einiger Zeit aufgefallen waren. Derselbe richtete bisweilen den Kopf empor, ging bald schneller, bald langsamer, kurz, sah eher aus wie eine Schildwache, denn wie Jemand, der

seinen Weg gerade fort geht. Spencer bemerkte ihn bald und verdoppelte seine Schritte, um unerwartet an den Mann zu kommen; dieser aber fürchtete wahrscheinlich ein zu heftiges Zusammentreffen, oder er hatte irgend einen anderen Grund, furchtsam und vorsichtig zu sein, kurz, er wich sogleich von dem Trottoir, ging schneller und verschwand in dem nächsten Gäßchen. Spencer hatte so wenigstens die Genugthuung, sich sagen zu können, daß er seinen Feind in die Flucht geschlagen habe. Er öffnete, als er in sein Zimmer gelangt war, mehrmals das Fenster, und glaubte, in dem Scheine der Straßenlaternen denselben Mann wieder zu erkennen, der aber scheu bei Seite trat, sobald er emporgesehen hatte.

Am nächsten Abende verließ unser Alderman den Club um dieselbe Zeit, wie am vorigen Tage, vielleicht sogar noch funfzehn Minuten früher, denn es befanden sich auf der Straße die gewöhnlichen Hin- und Hergehenden; als aber gegen elf Uhr die Trottoirs freier wurden, konnte Spencer, der sich nicht eben beeilte, in sein Haus einzutreten, Leben, der an demselben umherging, mit mehr Muße beobachten. Einen Augenblick bemerkte er plötzlich ein Licht an einem der Fenster seiner dritten Etage und sogleich trat aus dem Gäßchen derselbe Mann heraus, den der Alderman am vorigen Abende gesehen hatte, der gleich Spencer nach dem Lichte in dem Hause hinauffah und dann auf dem Trottoir auf und ab ging.

Spencer wunderte und ärgerte sich wie Jemand, der eben noch gehofft hat, sich ohne Schwertstreich zum Herrn des Kampfplatzes gemacht zu haben. Er stellte sich gerade vor seine Thür, so daß Niemand vor ihm vorüber kommen konnte, ohne an ihn anzustoßen. Das war nun freilich die Absicht des Unbekannten nicht, der sich nicht scheute, in einem halben Bogen um den wachhaltenden Spencer herumzugehen. Als er in einiger Entfernung umkehrte, stellte Spencer sich wieder so, daß der Fremde, wenn er an ihm vorübergehen wollte, an ihn anstoßen mußte. Der Unbekannte war aber entschlossen, mit Spencer so wenig als möglich zusammenzutreffen, und beschrieb einen noch größeren Bogen um denselben herum, so daß Spencer einsah, er müsse seinem Gegner entschlossen selbst zu Leibe gehen. Als der Fremde das dritte Mal umkehrte, trat ihm Spencer auch wirklich entgegen, mit dem festen Vorsatze, ihm den Weg zu vertreten.

„Mein Herr,“ sagte da der Unbekannte zu ihm, „ich glaube, die Straße gehört Jedermann.“

„Mein Herr,“ antwortete Spencer, „wissen Sie, wer ich bin?“

„Aber, mein Herr, ich glaube, nicht nöthig zu haben, das zu wissen, wenn ich es nicht wissen will.“

„Das heißt also, Sie wissen es. Wissen Sie auch, wer in diesem Hause wohnt?“

„Ich gehöre nicht zur Polizei.“

„Wieder eine ausweichende Antwort.“

„Sie scheinen vielmehr alles zu errathen.“

„Sie müssen ebenfalls errathen, ohne daß ich mich weiter erkläre, daß mir es nicht behagt, Sie diesen Abend da auf und ab wandern zu lassen, ohne Sie zu fragen, was Sie vor der Thür meines Hauses so lange zurückhält.“

„Wahrscheinlich die Schwierigkeit, hineinzugelangen.“

„Und warum wollten Sie hineingehen?“

„Nun, um nicht so lange außen zu bleiben, da Ihnen dies mißfällt.“

„Ihre Antworten scheinen ironische Späße zu sein.“

„Sind Ihre Fragen ernstlich gemeint?“

„Wenn Sie mich nicht verstehen, so kann ich Ihnen an einem anderen Orte eine bessere Erklärung geben.“

„Überall, wo es Ihnen beliebt.“

„Mein Herr, wählen Sie selbst Zeit und Ort.“

„Nun, morgen früh um sechs Uhr hinter Kensington Gardens.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein blinder Naturdichter.

So eben sind „Poetische Versuche“ eines jungen Mannes, K. Fr. Lannert, erschienen, die uns veranlassen, die Aufmerksamkeit mildthätiger Menschenfreunde auf diesen bedauernswürdigen Unglücklichen hinzulenken. Er selbst sagt: „Gesund verließ ich zu Pfingsten 1840 als Tischlergeselle meine Vaterstadt Altenburg, fand in Berlin Arbeit, wurde aber vor Weihnachten desselben Jahres ohne mein Verschulden von einer Augenentzündung befallen und in die Charité gebracht. Nach der ersten Operation verlor ich mein Augenlicht; fünf andere, die mit den heftigsten Schmerzen verbunden waren, gaben mir dasselbe nicht wieder und nach fünf Monaten wurde ich als unheilbar entlassen. Ostern 1841 kehrte ich in meine Vaterstadt zu meinen armen braven Aeltern zurück.“ In seiner Blindheit hat er eine Anzahl Lieder geschrieben, in denen er seine Gefühle ausdrückt, wie z. B. an seinen Stab:

„Weinend laß mich Dich, Freund, an die beklommne Brust
Drücken; Du bist mein Schuß, leitender Stab, Du führst
Mich den nächtlichen Pfad, den
Ich jetzt wankenden Schrittes geh‘.

„Mit den blühenden, mildduftenden Rosen will
Ich Dich kränzend umreich'n; wie der erfrischende
Thau die Knospen, bench' ich
Mit den Thränen den Blütenkranz.

„Mein begleitender Freund, führe mich sicher auf
Der verschleierten Bahn; traurigen Blicks werd' ich
Mit Dir wallen, bis mir die
Zeit den dämmernden Schleier hebt.“

Der Ertrag seiner gesammelten Gedichte soll die sorgensvolle Armuth des 23jährigen Unglücklichen lindern helfen und wir wünschen deshalb, daß recht viele unserer Leser und Leserinnen die „Poetischen Versuche eines Erblindeten“, von K. Fr. Lannert (Altenburg bei H. A. Pierer) kaufen.